Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 8

Artikel: Backenroth : ein Kapitel aus dem Band "Die Fackel im Ohr"
Autor: Canetti, Elias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163654

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ELIAS CANETTI

Backenroth

Ein Kapitel aus dem Band «Die Fackel im Ohr»

Zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag beschenkt der in Zürich lebende Schriftsteller Elias Canetti sich und seine Leser mit dem zweiten Band seiner Autobiographie, dem die hier abgedruckten Seiten entnommen sind. Vor vier Jahren erschien «Die gerettete Zunge», die Geschichte einer Jugend von 1905 bis 1921, ein Buch, das aus manchen Gründen höchste Bewunderung verdient und auch gefunden hat. Die eigene Jugend zu beschreiben, zumal, wenn man die Siebzig überschritten hat, ist eine der schwierigsten schriftstellerischen Aufgaben. Versunken sind nicht nur die politischen Kräfte, die zu Beginn dieses Jahrhunderts in Europa gewirkt haben, im Falle Canettis besonders die Donaumonarchie; verändert haben sich auch die Lebensweise, die Mode, alle die zahlreichen Einzelheiten, die Ausdruck erlebter Gegenwart sind. Der Mensch, der im Alter dazu ansetzt, seine Kindheit, sein Verhältnis zu den Eltern und zu den Geschwistern, seine Schulerlebnisse und sein Erwachen zur Welt zu erzählen, ist seinerseits längst ein ganz anderer als der, der er einmal gewesen ist. Erinnerungen trügen, man darf sich auf sie in aller Regel nicht verlassen. Mir scheint, ein Unternehmen von der Art, wie es Elias Canetti mit seinen beiden autobiographischen Büchern «Die gerettete Zunge» und «Die Fackel im Ohr» gewagt hat, sei ohne Stilisierung, ohne phantasievolle Überbrückung von Abgründen des Erinnerungsverlusts fast nicht zu denken. Wie kann er überhaupt «ich» sagen von dem Knaben im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, nachdem aus diesem Knaben ein grosser Schriftsteller, ein Denker, Essayist, Romancier und Dramatiker geworden ist? Elias Canetti kann es auf eine erstaunliche Weise überzeugend, ganz als habe sich in seinem Bewusstsein seine Jugend und die Zeit, die sie umschloss, unbeschädigt gespeichert. In einer traditionsgesättigten, schmiegsamen und genauen Sprache schildert er Erlebnisse und Erfahrungen, Menschen und Ereignisse. Im ersten Band führen sie über die Stationen seiner Kindheit, von dem bulgarischen Rustschuk über Manchester und Wien nach Zürich, im zweiten nach Wien, wo Canetti Naturwissenschaften studiert hat, und nach Berlin, später dann über Paris und London in die Emigration.

Zweierlei kommt zusammen, was dieses Memoirenwerk als exemplarische menschliche und schriftstellerische Leistung auszeichnet. Sein Autor ist ein Europäer und Kosmopolit, spanisch-jüdischer Herkunft, in Bulgarien geboren und in Wien zur Schule gegangen, wo er die deutsche Sprache erlernt hat. In Manchester, wohin seine Eltern 1911 vorübergehend umzogen und wo sein Vater plötzlich starb, und in Lausanne, wo er danach eine Zeitlang lebte, nahm er noch als Kind englische und französische Sprachkontakte auf. Seine Studienzeit und die Berliner Jahre brachten ihm die Bekanntschaft mit Musil, Broch, Kafka und Karl Kraus, mit George Grosz, Isaak Babel und Bert Brecht. Er ist, von seiner Herkunft, seinen Interessen und Kontakten, seinen das Leben bestimmenden Erfahrungen des Zusammenbruchs der

Donaumonarchie, des Heraufkommens der Naziherrschaft und der Emigration, ein Zeuge. Zu dieser exemplarischen Biographie jedoch kommt hinzu, dass Elias Canetti sich eine nie erlahmende Neugier und Beobachtungsgabe bewahrt hat. Schon sein Roman «Die Blendung», aber auch seine Theaterstücke zeichnen sich aus durch das, was er die «akustische Maske» der Personen nennt: die Art, wie sie sprechen, welche Wörter sie verwenden, ist darin genauestens wiedergegeben. Er hat einmal über die Voraussetzungen seiner schriftstellerischen Arbeit gesagt, er empfinde jede Einzelheit eines Tages so, als wäre es sein einziger Tag. Seiner Autobiographie ist die Genauigkeit und Intensität dieses Wahrnehmungsvermögens in jedem Satz zugute gekommen. So besitzen wir in diesen beiden Bänden, was nicht hoch genug geschätzt werden kann: ein menschlich und künstlerisch bewegendes Zeugnis, grosse Tradition, die in unsere Gegenwart hineinwirkt, europäische Kulturgeschichte als Lebensbericht. – Der Abschnitt «Backenroth», der hier folgt, entstammt dem zweiten Band, «Die Fackel im Ohr», der in diesen Tagen im Carl Hanser Verlag, München, erscheint.

A. K.

Mit dem dritten Semester wechselte ich aus dem alten, «verräucherten» Institut zu Anfang der Währingerstrasse ins neue Chemische Institut Ecke Boltzmanngasse hinüber. Auf die qualitative Analyse der ersten beiden Semester folgte jetzt die quantitative, unter Anleitung von Professor Hermann Frei. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann, der, ohne andere damit zu quälen, zu einem guten Teil aus Ordnungssinn bestand und sich so sehr zur quantitativen Analyse eignete. Er hatte behutsame, fast zierliche Bewegungen, führte einem gern vor, wie sich etwas auf besonders saubere Weise bewerkstelligen liess, und schien, da es bei diesen Analysen um minimale Mengen Materie ging, kaum ein Gewicht zu haben. Seine Dankbarkeit für Gutes, das er empfangen hatte, überstieg die landesüblichen Masse. Es war ihm nicht gegeben, seine Studenten mit wissenschaftlichen Sätzen zu beeindrucken, seine Sache war das Praktische, die eigentlichen Verrichtungen der Analyse, da war er geschickt und sicher und flink und hatte bei aller Zartheit etwas, das wie Entschlossenheit wirkte.

Von seinen Äusserungen machten einem am meisten Eindruck seine Ergebenheitsbekundungen, die sich nicht selten wiederholten. Er war Assistent bei Professor Lieben gewesen, der ihn gefördert hatte, und berief sich manchmal auf ihn, aber nie anders als auf folgende emphatisch-umständliche Weise: «Wie mein hochverehrter Lehrer, Professor Dr. Adolf Lieben, zu sagen pflegte . . .» Dieser Chemiker hatte einen guten Namen hinterlassen, eine Gesellschaft war gegründet worden, die seinen Namen trug und sich die Förderung der Wissenschaft und ihrer Adepten angelegen sein liess. In Professor Freis Mund wurde Lieben zu einer mythischen Figur, ohne dass er viel über ihn gesagt hätte, bloss durch die Art der Nennung seines Namens. Doch gab es eine Figur der Vergangenheit, die

ihm noch viel mehr bedeutete, obwohl er seltener von ihr sprach und sie auch dann nie beim Namen nannte. Es war ein bestimmter, immer gleichbleibender Satz, in dem er sich auf sie bezog, und die Inbrunst, die seine kleine, schmächtige Person bei solchen Gelegenheiten erfüllte, war derart, dass man ihn dafür bestaunte, obwohl weit und breit im Chemischen Institut niemand war, der seinen Glauben teilte.

«Wenn mein Kaiser kommt, rutsch ich auf den Knien bis Schönbrunn!» Er war der einzige, der die Rückkehr des Kaisers erwartete und sich wünschte, und wenn man bedenkt, dass zehn Jahre zuvor der alte Kaiser noch am Leben gewesen war, mag man sich darüber wundern, dass niemand, buchstäblich niemand diesen Wunsch auch nur verstand. Allen, seinen Assistenten wie seinen Studenten, erschien jener Glaubenssatz wie ein Zeichen von Narretei, und vielleicht wurde er darum mit solcher Heftigkeit und Entschlossenheit geäussert, denn darüber gab sich auch Professor Frei, seiner Treuherzigkeit zum Trotz, keiner Täuschung hin: mit seinem inbrünstigen Wunsch nach der Rückkehr des Kaisers stand er mutterseelenallein. Ich fragte mich, wen er meine, wenn er «mein Kaiser» sagte: den jungen Karl, mit dem sich keine klare Vorstellung verband, oder doch den zum Leben zurückgekehrten Kaiser Franz Joseph.

Vielleicht hing es mit seinem hochverehrten Lehrer, Professor Dr. Adolf Lieben, zusammen, der einer angesehenen jüdischen Bankiersfamilie entstammte, dass Professor Frei nicht die geringste Animosität gegen Juden verspüren liess. Er war um Gerechtigkeit bemüht und behandelte jeden nach Verdienst. Das ging so weit, dass er auch die Namen galizischer Juden nie anders aussprach als andere Namen, während es den einen oder anderen Assistenten gab, dem solche Namen unwiderstehlich komisch erschienen. Wenn er nicht zugegen war, konnte es passieren, dass man einen solchen Namen dehnte und genüsslich auf der Zunge zergehen liess. Da war einer, man denke, der Josias Kohlberg hiess, ein fideler, pfiffiger Bursche, der sich die Laune durch keine fragende Dehnung seines Namens verderben liess, seine Arbeit flink und tüchtig erledigte, sich niemandem anbiederte, vor niemandem kroch und nicht die geringste Lust verspürte, mit irgendeinem der Assistenten anders als strikt beruflich zu verkehren. Alter Horowitz, der neben ihm arbeitete, war sein melancholischer Gegenpart, seine Stimme war gedämpft, seine Bewegung langsam, während man bei Kohlberg immer an einen Fussballer dachte, stellte man sich Alter Horowitz über ein Buch gebeugt vor, obwohl ich ihn kein einziges Mal mit einem Buch sah, das er nicht für chemische Zwecke benötigte.

Die beiden ergänzten sich gut und waren unzertrennlich, sie unternahmen alles gemeinsam, wie ein Zwillingspaar, und man hätte denken können, dass sie niemanden sonst brauchten. Aber das war ein Irrtum, denn

in ihrer nächsten Nähe arbeitete ein Dritter, der auch aus ihrer Heimat Gazilien stammte: Backenroth. Seinen Vornamen habe ich nie gekannt oder er ist mir entfallen. Das war der einzige *schöne* Mensch in unserem Saal, gross und schlank, mit sehr hellen, tief leuchtenden Augen und rötlichen Haaren. Er sprach selten zu jemandem, denn er konnte kaum Deutsch und blickte einem selten ins Gesicht. Aber wenn das doch einmal geschah, dachte man an den jungen Jesus, wie er manchmal auf Bildern dargestellt wird. Ich wusste nichts über ihn und empfand Scheu in seiner Nähe. Seine Stimme kannte ich, zu seinen beiden Landsleuten sprach er auf jiddisch oder auf polnisch, und wenn ich merkte, dass er etwas sagte, rückte ich unwillkürlich näher, um die Stimme zu hören, vor der ich nichts verstand. Sie war weich und fremd und überaus zärtlich, so dass ich mich fragte, ob es nicht die Zwitscherlaute des Polnischen seien, die so viel Zärtlichkeit vortäuschten. Doch klang sie, wenn er jiddisch sprach, nicht anders, ich sagte mir, dass auch das eine zärtliche Sprache sei, und war so klug wie zuvor.

Ich merkte, dass Horowitz und Kohlberg zu ihm anders sprachen als zueinander. Horowitz liess sich dann in seiner Traurigkeit nicht gehen und klang sachlicher als sonst, Kohlberg machte keine Spässe und wirkte ein wenig, als stünde er mit dem Fussball in der Hand vor Backenroth Habtacht. Es war klar, dass beide ihn über sich stellten, aber ich getraute mich nie zu fragen, warum sie ihn so respektierten oder schonten. Er war grösser als sie, aber auch unschuldiger und empfindlicher, es war, als hätten sie ihn in gewisse Situationen des Lebens einzuweihen und vor diesen zu beschützen. Aber nie verlor er das Licht, das von ihm ausging. Ein befreundeter Kollege, mit dem ich darüber sprach und der sich dieser Wirkung, die auch er spürte, entziehen wollte, versuchte es mit Spott und meinte, es sei nichts anderes als die Farbe der Haare, nicht eigentlich rot, nicht eigentlich blond, etwas dazwischen, das wie Sonnenstrahlen wirkte. Übrigens hatten auch die Assistenten vor Backenroth Scheu. Ihr Verkehr mit ihm spielte sich wegen seiner sprachlichen Schwierigkeiten meist über Horowitz oder Kohlberg ab, und es war merkwürdig, wie anders, wie zurückhaltend, ja wie scheu sein Name in ihrem Mund klang, während sie sich über «Horowitz» und «Kohlberg» eher spöttisch verbreiteten.

Es war unverkennbar, dass die beiden, besonders aber Kohlberg, Backenroth vor Beleidigungen zu schützen suchten, deren *sie* sich erwehren konnten, an die *sie* gewöhnt waren. Ich fragte mich, ob das wirklich notwendig sei. Er schien mir durch seine Unkenntnis der Sprache geschützt, aber auch durch etwas, das ich als Glanz zu bezeichnen mich ein wenig scheue, denn ich war damals von keinerlei Hoheit, weder weltlicher noch religiöser, eingenommen und neigte dazu, sie zu bekratzen und zu bekrit-

teln. Aber ich betrat nie das Laboratorium, ohne mich zu vergewissern, dass Backenroth an seinem Platz stand, im weissen Kittel, mit Kolben und Brennern beschäftigt, die wenig zu ihm passten. Bei seiner Tätigkeit im Laboratorium sah er fast so aus, als wäre er verkleidet, ich traute dieser Verkleidung nicht und wartete darauf, dass er sie abwerfe und in seiner wahren Gestalt dastünde. Aber eine klare Vorstellung von dieser wahren Gestalt hatte ich nicht, nur eins war sicher, dass er in diese vielgeschäftige chemische Umgebung, in der aufgelöst, gekocht, destilliert und gewogen wurde, nicht hineinpasste. Er war ein Kristall, aber kein unempfindlicher, harter, er war ein fühlender Kristall, den niemand in die Hand nehmen durfte.

Wenn ich zu diesem Platz hinschaute und er stand da, war ich beruhigt, aber nur vorläufig, schon am nächsten Tag war ich wieder unsicher und fürchtete sein Ausbleiben. Meine Nachbarin, Eva Reichmann, jene Russin aus Kiew, mit der ich über alles sprach, war die einzige, der ich meine Befürchtungen über Backenroth mitteilen konnte. Ich spielte ein wenig mit diesen Ängsten, ich nahm sie nicht ganz ernst und sie, die von betörender Ernsthaftigkeit war – alles, was Menschen betraf, war ihr heilig – verwies es mir und sagte: «Sie reden so, als ob er krank wäre. Aber er ist gar nicht krank. Er ist nur schön. Warum sind Sie von männlicher Schönheit so beeindruckt?» «Männlich? Männlich? Er hat die Schönheit eines Heiligen. Ich weiss nicht, was er hier sucht. Was hat ein Heiliger in einem chemischen Laboratorium zu suchen? Er wird plötzlich verschwinden.»

Wir erwogen des längeren, wie er verschwinden würde. Würde er in rotfarbige Dünste vergehen und wieder zur Sonne aufsteigen, von der er stammte? Oder würde er der Chemie entsagen und zu einer anderen Fakultät hinüberwechseln? Zu welcher? Eva Reichmann hätte ihn gern als einen neuen Pythagoras gesehen. Die Verbindung von Geometrie mit den Sternen und Sphärenklängen schien ihr die richtige für ihn. Sie wusste viele russische Gedichte auswendig, die sie mir gern vorsprach und ungern übersetzte. Sie war eine ausgezeichnete Studentin, und leichter als jedem ihrer männlichen Kollegen fiel ihr die physikalische Chemie. «Das ist das Leichteste», pflegte sie über Mathematik zu sagen, «sobald die Mathematik hineinkommt, wird es ein Kinderspiel.»

Sie war gross und üppig, keine Frucht hatte eine Haut so verführerisch wie ihre. Während sie mit berückender Leichtigkeit mathematische Formeln von sich gab, so als gehörten sie zur Konversation, – nicht feierlich etwa wie Gedichte, – wäre man ihr zu gern über die Wangen gestrichen, an die Brust, die sich bei unseren Wortzusammenstössen stürmisch hob, wagte man gar nicht zu denken. Vielleicht waren wir ineinander verliebt, doch da alles in einem Roman von Dostojewski und nicht in dieser Welt

spielte, gestanden wir's uns nie, erst heute, nach 50 Jahren, erkenne ich an ihr wie an mir alle Zeichen der Verliebtheit. Unsere Sätze verwickelten sich ineinander wie Haare, Stunden und Stunden dauerten die Umarmungen unserer Worte, die langwierigen chemischen Verrichtungen liessen uns Zeit genug dazu, und so wie Liebende anderen Menschen in ihrer Nähe ihr Eigengewicht nehmen, indem sie sie in ihr Liebesgespräch einbeziehen und zur Steigerung ihrer Erregung missbrauchen, so kreisten unsere Vorstellungen um Backenroth. Wir sprachen immerwährend besorgt davon, dass wir ihn *verlieren* würden, und darüber verflüchtigte sich die Gefahr, in der er wirklich schwebte.

Ich fragte Eva Reichmann, ob sie nicht mit ihm sprechen möchte. Sie schüttelte entschieden den Kopf und sagte: «In welcher Sprache?»

Sie war russisch erzogen worden. Sie war zwölf, als ihre Familie, die zu den wohlhabendsten der Stadt gehörte, Kiew verliess. In Czernowitz, wohin sie kam, war sie in eine deutsche Schule gegangen, aber ihr Deutsch klang immer noch weich wie das einer Russin. Ihre Familie hatte das meiste, wenn auch keineswegs alles verloren, aber sie sprach nicht mit Groll von der russischen Revolution und pflegte mit tiefster Überzeugung zu sagen: «*So* reich dürfte niemand sein», und obwohl von irgendwelchen Inflationsgewinnern des damaligen Österreich die Rede war, spürte man, wie sehr sie dabei an den vergangenen Reichtum ihrer eigenen Familie dachte. Jiddisch hatte sie zuhause nie gesprochen. Ich hatte den Eindruck, dass ihr diese Sprache so fremd war wie mir, sie betrachtete sie weder als etwas Besonderes, noch mit der Zärtlichkeit, die man für eine Sprache hat, die daran ist verlorenzugehen. Ihr Schicksal war die grosse russische Literatur, sie war von ihr vollkommen besetzt, sie dachte und fühlte in den Figuren der russischen Romane, und obwohl man schwerlich einen Menschen gefunden hätte, der natürlicher und spontaner empfand, nahm alles die Formen an, die ihr aus russischen Büchern vertraut waren. Hartnäckig widersetzte sie sich meinem Vorschlag, es mit dem Polnisch von Backenroth aufzunehmen (ich war der Meinung, dass ein Russe mit einigem guten Willen Polnisch verstehen müsse), sei es, dass sie wirklich Polnisch nicht verstand, sei es, dass sie mit ihrer Muttermilch Dostojewski und dessen Vorurteile gegen alles Polnische aufgenommen hatte. Jede dringliche Bitte, die ich in diesem Sinne vorbrachte, schlug sie mit meinen eigenen Waffen ab: «Wollen Sie, dass ich mit ihm radebreche? Die Polen legen viel Wert auf ihre Sprache. Ich kenne ihre Literatur nicht. Aber sie haben eine. Die Russen auch.» Das letzte kam nur kurz heraus, da sie im Prinzip gegen alle Chauvinismen war, mehr als «Die Russen auch» brachte sie darum nicht heraus.

Sie mied das Gespräch mit Backenroth, weil es kein Medium dafür gab.

Bei der «hohen» Vorstellung, die auch sie von ihm hatte, störte es sie ein wenig, wenn sie ihn mit Kohlberg oder Horowitz reden hörte. Kohlberg verachtete sie, weil er wie ein Fussballer aussah und immer ein Liedchen pfiff. Horowitz fand sie uninteressant, denn er sah aus «wie jeder Jude». Ernst nahm sie die Juden, die sich kraft der zugehörigen Literatur einer Sprache vollkommen assimiliert hatten, ohne dabei zu nationalen Berserkern zu werden, und da sie sich Vorurteile nationaler Art konsequent versagte, blieben ihr nur welche gegen Juden übrig, die auf dem Wege zu dieser freien Gesinnung steckengeblieben waren. Sie war keineswegs sicher, dass Backenroth es so weit gebracht hatte. «Vielleicht ist er nur ein junger chassidischer Rebbe», sagte sie mir einmal, zu meiner Betroffenheit, «aber einer, der es noch nicht weiss». Es stellte sich heraus, dass sie keine Freundin der Chassidim war. «Das sind Fanatiker», sagte sie. «Sie sind ihrem Wunderglauben ergeben, trinken und hüpfen herum. Die haben noch keine Mathematik im Leib.» Dass die Mathematik *ihr* Wunderglaube war, bedachte sie nicht. Aber sie nährte das Gespräch über Backenroth zwischen uns. Er war das Liebesgespräch, das wir uns *erlaubten*. Denn ich gehörte zu einer anderen Frau, die sie gesehen hatte, wenn sie mich vom Laboratorium abholen kam. Eva Reichmann war viel zu stolz, um einer Neigung für jemanden nachzugeben, der merken liess, dass er sich gebunden fühlte. Solange wir von Backenroth sprachen, blieb unsere Neigung unbenannt, und die Furcht, dass er plötzlich verschwunden sein könnte, wurde zur Furcht um das Erlöschen dieser Neigung.

Eines Morgens war er nicht da, an seinem Platz stand niemand. Ich dachte, er habe sich verspätet, und sagte nichts. Dann merkte ich, wie Eva unruhig wurde und meinen Blicken auswich. «Sie sind alle drei nicht da», sagte sie schliesslich, «es muss etwas passiert sein». Auch an den Plätzen von Kohlberg und Horowitz stand niemand, und mir war das entgangen, sie sah ihn nicht so isoliert wie ich, sie sah ihn immer mit den beiden zusammen, den einzigen, zu denen er sprach. Das beruhigte mich ein wenig, sie mochte seine Einsamkeit, die ich fürchtete, nicht ganz wahrhaben.

«Sie sind zusammen bei einer religiösen Feier», sagte ich. Jetzt versuchte ich ein günstiges Zeichen darin zu sehen, dass alle drei ausblieben, nicht er allein. Sie aber schien eben dadurch verstört. «Das ist ein schlechtes Zeichen», sagte sie. «Es ist ihm etwas passiert und die beiden sind um ihn.» «Sie meinen, er ist krank», sagte ich etwas ärgerlich, «aber deswegen würden sie doch nicht beide vom Laboratorium wegbleiben». «Schon gut», sie suchte mich zu beschwichtigen, «wenn er krank ist, wird der eine nach ihm schauen und der andere wird herkommen». «Nein», sagte ich, «die beiden trennen sich nicht voneinander. Haben Sie schon

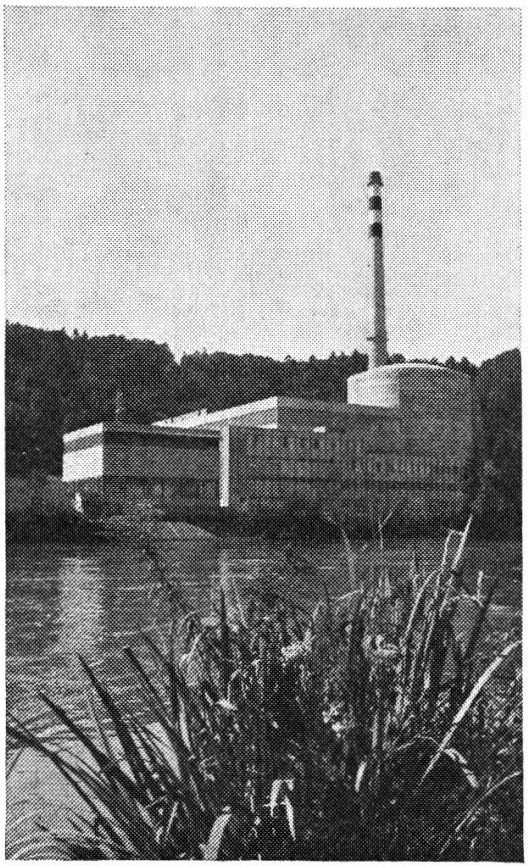
gesehen, dass einer von ihnen etwas ohne den anderen tut?» «Drum wohnen sie wohl auch zusammen. Waren Sie schon bei ihnen im Zimmer?» «Nein, aber ich weiss, dass sie ein Zimmer zusammen haben. Er wohnt ganz nah bei ihnen, drei Häuser weiter.» «Was Sie schon herausgebracht haben! Sind Sie ein Detektiv?» «Ich bin einmal hinter ihnen hergegangen, als sie vom Laboratorium nach Hause gingen. Kohlberg und Horowitz haben ihn bis an sein Haus begleitet. Dann haben sie sich wie von einem Fremden ganz förmlich von ihm verabschiedet und sind die paar Schritte zurück bis in ihr Haus gegangen. Mich haben sie nicht bemerkt.» «Warum haben Sie das gemacht?» «Ich wollte wissen, ob er allein lebt. Vielleicht, dachte ich, ist er schliesslich allein, dann stehe ich plötzlich wie zufällig neben ihm und begrüsse ihn. Ich hätte ganz erstaunt getan, er wäre es wirklich gewesen und so wären wir bestimmt ins Gespräch gekommen.» «Aber in welcher Sprache?» «Das ist nicht schwer. Ich kann mich mit Leuten verständigen, die kein Wort Deutsch können. Das hab ich von meinem Grossvater gelernt.» Sie lachte: «Sie reden mit den Händen. Das ist nicht schön. Das passt nicht zu Ihnen.» «Ich tu's auch sonst nicht. Aber so hätten wir das Eis gebrochen. Wissen Sie, wie lange ich mir schon wünsche, mit ihm zu sprechen!» «Vielleicht hätte ich's doch mit Russisch versuchen sollen. Ich hab nicht gewusst, dass Ihnen so viel dran liegt.»

So sprachen wir weiter, von nichts anderem als ihm, und die Plätze drüben blieben leer. Der Vormittag verging, und wir trachteten es zu vergessen. Ich lenkte ab und sprach von einem Buch, das ich tags zuvor zu lesen begonnen hatte: Erzählungen von Poe, sie kannte sie nicht, und ich berichtete ihr von einer, «Das verräterische Herz», die mir einen wahren Schrecken eingejagt hatte. Aber während ich mich von diesem Schrecken durch Weitererzählen der Geschichte zu befreien suchte, spürte ich bei jedem Blick nach dem leeren Platz, wie meine Angst stieg und stieg, bis Fräulein Reichmann plötzlich sagte: «Mir ist schlecht vor Angst.»

In diesem Augenblick erschien Professor Frei im Saal, mit seiner Begleitung (gewöhnlich waren es zwei, diesmal stellten sich vier Leute hinter ihm auf), machte ein undeutliches Zeichen, dass wir näherkommen sollten, wartete ein wenig, bis die meisten im Saal vor ihm standen, und sagte: «Etwas Trauriges ist geschehen. Ich muss es Ihnen sagen. Herr Backenroth hat sich heute nacht mit Zyankali vergiftet.» Er blieb noch ein wenig stehen. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: «Er scheint sehr einsam gewesen zu sein. Hat niemand von Ihnen etwas gemerkt?» Er bekam keine Antwort, die Nachricht war zu entsetzlich, es gab niemand im Saal, der sich nicht schuldig fühlte, und doch hatte niemand ihm etwas getan. Das war es, es hatte niemand etwas versucht.

Sobald der Professor mit seinem Gefolge den Saal verlassen hatte, ver-

lor Fräulein Reichmann alle Beherrschung und schluchzte herzbrechend, als hätte sie ihren Bruder verloren. Sie hatte keinen Bruder, und nun war er es geworden. Ich wusste, dass nun auch zwischen uns etwas geschehen war, aber gemessen am Tod des 21jährigen hatte das wenig zu bedeuten. Ich wusste auch, so gut wie sie, dass wir die unheimliche Erscheinung des jungen Menschen zu unserem Gespräch missbraucht hatten. Monat um Monat war er zwischen uns gestanden, an seiner Schönheit hatten wir uns erhitzt, er war unser Geheimnis, das wir vor uns selber hüteten, aber auch vor ihm. Beide hatten wir nicht zu ihm gesprochen, weder sie noch ich, und welche Ausflüchte hatten wir nicht erfunden, um dieses Schweigen voreinander zu rechtfertigen. Unsere Freundschaft zerbrach an der Schuld, die wir fühlten. Ich vergab mir nie, aber auch ihr vergab ich nicht. Wenn ich heute in der Erinnerung ihre Sätze wiederhöre, deren fremder Ton mich verzaubert hatte, fasst mich der Groll, und ich weiss, dass ich das Einzige versäumt habe, das ihn gerettet hätte: sie zur Liebe für ihn zu bereden, statt mir ihr zu spielen.



Der Energieumsatz der BKW betrug im Jahr 1979 7,2 Milliarden Kilowattstunden. Fast 2,5 Milliarden davon stammten aus dem Kernkraftwerk Mühleberg, das sind 34 %.
Der Anteil der Kernkraftwerke an der schweizerischen Elektrizitätsproduktion beträgt 23 %.
Für die Sicherstellung unserer Energieversorgung sind Kernkraftwerke schon heute unentbehrlich.

Bernische Kraftwerke AG